



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

♀: Die Lage Italiens.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mußten also eigentlich alles thun — nur war dies kein freiwillig gewähltes, sondern ein durch die Ungunst der Verhältnisse aufgezwungenes System, zu dessen endlich glücklicher Durchführung es eines Friedrichs bedurfte. *)

Die Lage Italiens.

Das Attentat auf den Kaiser hat die Folge gehabt, die Thätigkeit der französischen Politik in dem Vaterlande der Verschwörer zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu machen. Es ist möglich, daß der Brief, welchen Orsini aus dem Kerker an den Mann schrieb, den er kurz vorher hatte tödten wollen, dem Kaiser zunächst kein andres Gefühl eingefloßt hat, als das der Verachtung. Jedenfalls war Napoleon III. vorzugsweise geeignet, das Hohle der Phrasen und das Lächerliche der Wärme zu empfinden, womit der Mörder ihn zur Rettung Italiens aufrief, ihn, der wenige Tage vorher als unleidliches Scheusal von der Erde hatte vertilgt werden sollen. Doch es war ein Romane, der den Brief schrieb, und ein Romane, der ihn benutzte. Unter den Deutschen, wo Mord aus politischem Haß kaum einmal einem Regenten nahe getreten ist, wäre ein Brief Orsinis schwer möglich. Kein Sand würde sich entschlossen haben, seinem nur verwundeten Rozebue wohlwollende politische Lehren zu geben. Hätte aber irgend ein Individuum in solcher Lage dergleichen gethan, die Deutschen würden bei ihrem vorzugsweise lebhaften Gefühl für Charakter sich über das Unlogische solches Beginmens geärgert haben. Orsini mit seinem Rathgeber freilich kümmerte sich weniger um die Empfindungen, welche der Brief dem Kaiser selbst machen werde, er hoffte, daß die tönenden Worte doch in irgend einer Weise publicirt werden und die Italiener aufregen würden. Der Kaiser aber, wie er auch selbst die Phrasen des Briefes ansah, gewann allmählig die Ansicht, daß die Zeilen Orsinis ein gutes Agitationsmittel seien, um sich den Italienern zu

*) Die Fortification wird wahrscheinlich in der Zukunft kräftiger in die Kriegführung eingreifen. Bauban gab der alten Schule die Regeln zum Angriff und Vertheidigung bei sehr ungleichen Kräften. Der Kampf um Sebastopol mit besseren Feuerwaffen und größerem Activement geführt, zeigt der neuen Schule die Mittel, um entscheidende Punkte von wichtiger strategisch-taktischer Lage und versehen mit schnell zur Wehr geeigneten mobilen und immobilen Kräften auch in kurzer Zeit gegen jeden Angriff als verschanzte Lager in den Stand zu setzen. Dresden und Leipzig würden dann 1813 von weit größerer Bedeutung gewesen sein, der Feldzug selbst einen andern Ausgang genommen haben. Nur die Schwierigkeit der Proviantirung ist bei Plätzen erheblich, die nicht an der See, an großen Flüssen oder in unfruchtbarer Gegend liegen.

empfehlen, dem conservativen Europa zu imponiren, und Frankreichs Freundschaft den Regierungen als nützlich und unentbehrlich zu zeigen. So spielten beide Parteien miteinander, aber unleugbar war bei diesem Spiel der sterbende Bravo im Vortheil. Er schied von der Bühne mit einem dramatischen Effect, der sich wirksam genug zeigte, um seine Gestalt für hunderttausend arme Seelen mit einem Lichtschein zu umgeben; der Kaiser aber that durch seine Publication des Briefes den ersten Schritt auf einer Bahn, deren Ende mit jäher Steile in einen Abgrund führt. Jetzt gebraucht er die Gelüste der Italiener noch als ein harmloses Schreckbild für das mißtrauische Europa. Aber der Brief, durch dessen Abdruck der Moniteur seinem Kaiser einen Mörder wie einen loyalen politischen Gegner gegenübergestellt hat, gleicht dem Scheine, welchen einst Antonio dem Shylok ausstellte, aus dem schlechten Scherz wurde bitterer Ernst. Auch der Kaiser möge sich hüten mit seinem Scheine.

Wer heut über die Lage Italiens zu sprechen unternimmt, ist genöthigt, dem Leser dadurch unbehaglich zu werden, daß er seinen Standpunkt zur Frage auseinandersetzt. Auch die folgenden Zeilen suchen nur die Beistimmung derer, welche Sardinien als den natürlichen Verbündeten Preußens betrachten, welche den Italienern eine staatliche Concentration schon deshalb wünschen müssen, weil wir Deutsche durch unsre eigenen Verhältnisse mit bitterm Leid erfahren haben, wie viel Unglück, Demüthigung und Schande aus dem Mangel an politischer Einheit entsteht, und welche eine Einheit Italiens unter dem Banner Sardinien's hoffen, weil ihnen die bisherige Thätigkeit der italienischen Republikaner die Ueberzeugung gegeben hat, daß die Moral, die Bildung und die Interessen der Italiener vorläufig noch eine viel gesündere Entwicklung beim Königthum zu hoffen haben, als unter der Despotie conspirirender Demokraten. Aber wie groß unsre Sympathien für eine nationale Entfaltung italienischer Kraft auch sein mögen, sie sind nicht ohne egoistische Hintergedanken. Wir dürfen keine gedeihliche Entwicklung italienischer Verhältnisse wünschen, welche die Verbesserung unsrer eignen politischen Lage hindert. Es ist wahr, die deutsche und die italienische Einheit haben denselben Gegner: die traditionelle Hauspolitik Oestreichs; aber eben deshalb sind Verhältnisse denkbar, in denen uns Deutschen willkommen sein muß, den einen Fuß unsres alten Veters und Gegners auf dem unsichern Sumpfund der italienischen Ebene zu sehen, wie den andern an der gefahrvollen Küste des russischen Pontus.

Der Brief Orsinis vermag in Italien wieder eine der kleinen Bewegungen anzuschüren, welche dies unglückliche Land fast periodisch durchzucken, wie die Erdbeben, und es wäre von der nächsten Zukunft wenig Andres zu besorgen, als eine neue Entfaltung östreichischer Truppenmacht, das Fallen

österreichischer Papiere um wenige Procente, eine Vermehrung von Oestreichs jährlichem Deficit und zuletzt das traurige Ende: Kriegsgerichte, Fusiladen. Aber die Gegenwart wird dadurch bedenklicher, daß auch der Zündstoff zwischen den einzelnen Staaten Italiens sich wieder in Massen angehäuft hat, und daß andre Mißstände, wie alt sie sein mögen, in ihrer Unerträglichkeit immer allgemeiner gefühlt werden.

Die Händel zwischen Sardinien und Neapel in der Cagliariangelegenheit sind bekannt. Mit Recht ist die sardinische Regierung verlegt über die Ungeheuerlichkeiten der englischen Diplomatie. Der Scandal Erzkönig und noch mehr die Schwäche der englischen Ministerien, welche in der That nicht die Vertreter, sondern die Diener der öffentlichen Meinung und zuweilen der Zeitungspressen geworden sind, wird dem Staate Sardinien voraussichtlich in der nächsten Zukunft eine zuverlässige und warme Unterstützung durch England entziehen. Bei seiner gespannten Stellung zu Oestreich und den großen Aufgaben, welche ihm seine Stellung zu Italien nahegelegt hat, kann aber Sardinien mächtige Bundesgenossenschaften gar nicht entbehren. Um sie zu erwerben, hat es das Blut seiner Soldaten in der Krime für eine fremde Sache vergossen. Jetzt gerade, wo der englische Egoismus in Turin kraftlos und perfid erschien, war der Regierung Gelegenheit gegeben, den Herrscher Frankreichs zuvorkommend durch ein Gesetz zu verbinden, welches zum Schutz seiner Person gegeben wird. Die officiellen Beziehungen zu Frankreich sind vorzugsweise warm.

Aber trotzdem wird in Sardinien keinen Augenblick vergessen, daß England im Grunde der einzige zuverlässige Allirte und Frankreich ein versteckter Gegner ist, daß der Kaiser eine Vergrößerung des französischen Gebietes leidenschaftlich wünscht, und daß diese Vergrößerung doch nur in Savoyen bestehen kann; und diese Landschaft, wie hinderlich sie auch den modernen Reformen Sardinien ist, darf die Regierung zu Turin auch gegen werthvollere Entschädigungen nicht vertauschen. Denn abgesehen von den Traditionen der regierenden Familie, welche an dem alten Herzogthum hängen, würde Sardinien seine ganze italienische Zukunft verspielen, wenn es gleich im Anfang eine italienische Landschaft einsetzen wollte. So ist vorauszusehen, daß trotz aller diplomatischen Verstimmungen das Cabinet Cavour und jedes folgende seinen besten Stützpunkt in London und nicht in Paris suchen wird. Der zweite wird einst Preußen sein müssen.

In dem österreichischen Italien darf man die letzten wohlmeinenden Versuche Oestreichs, durch einen Prinzen des kaiserlichen Hauses Versöhnung und eine neue Zeit heraufzuführen, als gescheitert betrachten. Der passive Widerstand der Lombarden hat nichts an seiner Zähigkeit verloren. Der Brief Orsinis hat grade dort eine stille Aufregung hervorgebracht, und wenn die

gewöhnlichen durch die Erfahrung der letzten zehn Jahre bekannten Symptome nicht trügen, so zieht sich auch dort so sicher ein neues Unwetter zusammen, wie nach einem schwülen Tage die Wolken am Himmel sich zusammenballen. Die Landschaften aber, in denen sich das Wetter zu entladen droht, sind Neapel und der Kirchenstaat. Die Unpopularität der neapolitanischen Regierung beruht zum größten Theile auf der Schlechtigkeit ihres Beamtenstandes und dem dadurch verewigten Mißregiment. Daß Administration, Justiz und Volksunterricht jämmerlich darniederliegen, ist allgemeine und alte Klage. Die Regierung aber hat nicht die Kraft, hundertjährige Versunkenheit zu bessern, ja sie kann nicht einmal den Versuch machen, diesem innern Verfall gründlich entgegenzuarbeiten. Denn das erste und einzige Mittel wäre eine bessere Bildung der Beamten und der Regierten, und jeder Unterricht, alles Wissen ist in Neapel ein Gehilfe feindlicher Mächte. Je geläufiger die Neapolitaner lesen und schreiben lernen, desto zahlreicher werden die Anhänger des italienischen Einheitsstaats und die Schreier nach einer Republik. Mit Grund haben die Minister in Neapel die Ansicht, daß Dorfschulen den Neapolitaner nur zum Verschwörer machen würden und zum schlechten Christen, d. h. zu einem Manne, der die zahlreiche und unwissende Geistlichkeit, immer noch die treueste Stütze der Regierung, verachtet.

Am traurigsten aber und am verhängnißvollsten auch für uns ist die Lage des Kirchenstaats. Daß die ländliche Production nicht zunimmt, sondern jährlich abnimmt, daß die Bevölkerung der Provinzialstädte verkommen und gedrückt ist, daß die äußern Machtverhältnisse des Staates immer kläglicher werden, daß die Administration durch Geistliche noch schlechtere Resultate gibt, als die der neapolitanischen Beamten, daß das Land nur durch fremde Truppen im Gehorsam zu halten ist, — das alles würde den Marasmus des Greisenalters, welchem der Kirchenstaat verfällt, noch nicht so fortgeschritten zeigen, als ein anderes, fast das letzte Symptom des Verfalls: die Abnahme der Intelligenz selbst unter der regierenden geistlichen Aristokratie. Das Leben eines durch Aristokraten regierten Staates kann lange siechen und die Oligarchen können politischen Einfluß und Geltung durch ihre Persönlichkeit immer noch erhalten. So war es im vorigen Jahrhundert in Venedig, so in den aristokratischen Republiken der Schweiz. Jetzt aber scheint für Rom der Zeitpunkt eingetreten, wo seine regierende Aristokratie nicht mehr versteht, ihren Kampf mit feindlicher Bildung und mit feindlichen politischen Interessen zu übersehen. Seit dem Tode Majos ist unter den Cardinälen keiner, dem mit nur erträglichem Anstand die Leitung der berühmten Bibliothek des Vaticanus übergeben werden kann, und doch würden von ihm keine größeren Kenntnisse verlangt werden, als der Ordinarius einer der obern Gymnasialclassen auf einem deutschen Gymnasium haben soll. Den Ruhm diploma-

tischer Gewandtheit, welcher sich auf seine Beurtheilung der Personen und genaue Kenntniß fremder Zustände gründet, haben die Führer des Cardinalcollegiums schon längst verloren, und es ist den erfahrensten von ihnen wenig mehr geblieben, als die äußere Form und Ansprüche. Die Berichte, welche sie aus der Fremde erhalten, müssen nur geringen politischen Werth haben, es wäre sonst unmöglich, daß man in Rom sich den unglaublichsten Täuschungen über die Stellung der kaiserlichen Nationen zum Vatican hingeben könnte. Da nun die Cardinäle als Militärs unverwendbar und als Beamte selbst nach italienischen Begriffen bis zur untersten Stufe der Unbrauchbarkeit gekommen sind, so darf man wol fragen, was ihnen noch geblieben ist. Doch die Hauptsache, die Kirche.

Weil gegenwärtig eine große Schwäche, nicht des Protestantismus, wol aber seiner Kirche, diese fast überall auf die Defensivseite gestellt hat, so erscheinen dem Protestanten die Operationen der katholischen Hierarchie zur Vergrößerung ihres Einflusses häufig als planvoll, großartig und bedrohlich. Bei schärferer Betrachtung wird er ganz ähnliche Halbheit, Unsicherheit und Kraftlosigkeit finden, wie er an der eignen Kirche beklagt. Schicksale, Leiden und Freuden beider Kirchen sind im letzten Grunde seit drei Jahrhunderten gemeinsam, wie ungern dies auch der religiöse Eifer auf beiden Seiten zugeben wird. Beide können ihre volle Bedeutung für die Christenheit nur durch Reformen von Grund aus erhalten, und diese Reformen an Haupt und Gliedern werden den protestantischen Gemeinden leichter werden, als der alten ehrwürdigen Gemeinschaft, welche seit dem tridentinischen Concilium so stillgestanden hat, daß sie in der Lage ist, fast alles, was das Menschengeschlecht seitdem gedacht, gefunden und geschaffen hat, zu negiren. So wenig man bezweifeln darf, daß das Große und Ewige in beiden Kirchen, die gottgläubige Gemeinde der Christen, aus der gegenwärtigen Zerfahrenheit siegreich hervorgehen wird, so wenig darf man sich darüber täuschen, daß beide Kirchen Vieles von ihren alten Formen und Dogmen der Herrin des modernen Lebens, der Wissenschaft, werden opfern müssen. Ueber die Stellung der Hierarchie zur Gegenwart geben einzelne Operationen der Kirche überraschenden Aufschluß. Es ist bekannt, daß man zu Rom lange Zeit geschwankt hat, ob es an der Zeit sei, das von einer Partei eifrig geforderte Dogma de immaculata conceptione B. V. zu proclamiren; der verstorbene Cardinal Diepenbrock war z. B. Einer von denen, welche besorgt abriethen, weil Lärm, Scandal und der heftigste Angriff der Weltlichen zu befürchten wären. Das neue Mysterium wurde doch demselben Jahrhundert octroyirt, in welchem die Naturwissenschaften ihre glänzendsten Triumphe feiern, und siehe, es blieb still; ein kaum hörbares Murren innerhalb der Kirche, ein Achselzucken außerhalb, und die große Frage war erledigt. In Rom feiert man diese gehorsame Ergebenheit der Christen, namentlich der

Deutschen, als einen der größten Siege, welche vom Vatican je erfochten worden sind. Wir sind in der Lage, aus derselben Thatsache ganz entgegengesetzte Schlüsse zu ziehen. Man wird sagen dürfen, daß die katholische Kirche, — wohlverstanden, nicht die Totalität der katholischen Christen, sondern die Hierarchie in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit — nur noch einen so geringen Antheil an dem geistigen Leben der Völker hat, daß große innere Kämpfe in ihr überhaupt nicht mehr vorkommen. Sie erfüllt ihre heilige Pflicht, das Gemüthsleben von Millionen einfältiger und treuherziger Christenseelen zu regeln, wenn auch nicht mit alter Kraft, doch mit neuem Eifer. Aber jeder Katholik, der irgend welchen innern Antheil an Wissen und Bildung der Gegenwart erhält, wird dadurch seiner Kirche entfremdet. Nicht selten gewinnt er nach innern Kämpfen ein neues reflectirtes Interesse an dem kirchlichen Leben, ein Interesse, das sich noch jetzt zuweilen bis zu Schwärmerei und Fanatismus ausdehnt, aber sein Glaube, wie fromm er sich denselben auch zugerichtet hat, ist nicht mehr die reine Gläubigkeit des naiven Bewußtseins; sondern versetzt, im günstigsten Fall mit viel Resignation, in der Regel mit arger latenter Kezerei. Seine innern Kämpfe kämpft er nicht mehr auf dem Boden der Kirche aus, sondern in dem Tempel irgend einer Wissenschaft, selbst in dem Fall, daß er sich wieder zur Kirche zurückwendet. Zur Zeit des heiligen Augustin, des großen Gregor und Innocenz war innerhalb der Kirche der ganze geistige Kampf der Nationen. Dann kam eine Zeit, wo die Kirche als strenge Herrin das geistige Leben ihrer Völker behütete, jetzt ist die Zeit gekommen, wo sie es nicht mehr versteht.

Doch sie herrscht souverain in ihrem Kreise. Die alten ehrlichen Forderungen der Geistlichen und Laien um allgemeine Concilien, Wiedereinführung der Priesterehe u. s. w. sind verstummt. Eine Opposition, wie sie noch in den zwanziger Jahren deutsche Priester und Bischöfe wagten, findet jetzt keine Duldung mehr. Die Aristokratie einiger Erzbischöfe, welche das kirchliche Leben der katholischen Staaten überwachen, und einige Capacitäten im Cardinalcollegium, welche zu Rom die alten Traditionen der geistlichen Regierung aufrecht erhalten, sie sind die Herrscher der katholischen Kirche. Dem Fremden erscheint sie als eine streng geschlossene Monarchie, in der That ist ihr System eine Oligarchie der geistlichen Aristokraten, in welcher der Papst kaum die Bedeutung eines venetianischen Dogen hat. Aber sie wurzelt doch noch so sehr in dem römischen Boden, daß die politische Unabhängigkeit der Stadt und ihrer Umgebung d. h. ein Terrain, auf welchem der Einfluß der größten katholischen Mächte, Oestreichs und Frankreichs, einander die Wage halten können, die erste Bedingung ihres Bestehens ist. Die Solidarität der größten Interessen wird von der Kirche wie von den weltlichen Regierungen trotz gelegentlicher Differenzen warm anerkannt. Für Oestreich sowol als für Frank-

reich ist es unerträglich, die Quelle der christlichen Macht, Rom, in fremden Händen zu sehen. Ein Kaiser von Frankreich, der durch seinen landesherrlichen Einfluß das Cardinalcollegium beherrscht, den Papst wählen läßt, den die Vorstände aller geistlichen Orden als ihren Landesherrn zu betrachten sich gewöhnt haben, ein solcher Souverain Roms würde Oestreich so gefahr- voll und unleidlich sein, daß das Haus Lothringen alles daran setzen müßte, das Unheil zu verhindern. Wenn aber Frankreich doch Sieger bliebe, so müßte Oestreich mit all seinen Traditionen brechen und das geistliche Regiment seiner Unterthanen dadurch von der französischen Herrschaft emancipiren, daß es das kirchliche Leben seines Volkes von Rom zu entfernen suchte. Das Resultat solcher Schritte wäre eine deutsche katholische Kirche. Und auf der andern Seite, wenn es Oestreich gelingt, den französischen Einfluß in Italien zu brechen, und, gleichviel unter welchem Titel, in Rom zu herrschen, so wird der Regent Frankreichs nichts anders thun können, als die Anfänge der Selbstständigkeit, welche in der gallicanischen Kirche bereits vorhanden sind, so weit auszubilden, daß eine französische katholische Kirche sich thatsächlich von Rom emancipirt. In diesem Falle wird Oestreich die große katholische Macht Europas, sein Ansehen bei der gläubigen Christenheit wird noch größer, die uralten Ideale des römischen Kaiserreichs erfüllen sich zur elften Stunde, Italien wird österreichisch und der Romanismus wird stark in den deutschen Landen. Das wäre ein großer Sieg, freilich ein Sieg kurz vor dem Ende.

Wer diesen Schlüssen beistimmt, der wird auch zugeben, daß der gegenwärtige stille Kampf zwischen Frankreich und Oestreich in Italien über kurz oder lang ein solches Ende herbeiführen muß. Zwar hat weder Frankreich noch Oestreich das Interesse, eine Entscheidung hervorzurufen, im Gegentheil liegt es beiden Staaten aufrichtig am Herzen, den gegenwärtigen Zustand zu conserviren. Beide dulden im Kirchenstaat die fremden Besatzungen, und zwischen beiden lavirt das Cardinalcollegium, nach Art der Schwachen bemüht, das Gleichgewicht zwischen beiden Parteien so viel möglich zu erhalten. Aber die Grundlagen dieses Verhältnisses sind so unnatürlich, daß eine ernsthafte Störung auf die Länge unvermeidlich wird. Zwar einen Aufstand italienischer Republikaner könnten beide Mächte vereint mit leichter Mühe zurückhalten, und wäre die Politik des Kaisers Napoleon noch so besonnen, als zur Zeit des orientalischen Krieges, so möchte eine Aenderung in der unglücklichsten Lage Italiens auf lange hin unwahrscheinlich sein. Aber ein abenteuerlicher Zug in dem Wesen der französischen Politik, welcher in den letzten Monaten stärker hervorgetreten ist, macht gegenwärtig alles unsicher.

So stehen den kleinen Staaten Italiens und Neapel, welche sich mühsam in

defensiver Stellung erhalten, drei Mächte mit aggressiven Tendenzen gegenüber, eine italienische, Sardinien, außerdem Oestreich und Frankreich, diese drei untereinander in offener oder verdeckter Spannung und jede von ihnen im Kampfe mit einer weitverzweigten, lästigen, gewissenlosen, nimmer ruhenden Demagogie. Selten hat es eine schwierigere Lage für die Einheitsbestrebungen einer Nation gegeben.

Und doch gibt es einen Zwang der Thatsachen, welcher auch hier zu einer gesunden Entwicklung führen kann. Wenn Sardinien in gutem Vernehmen mit England und mit einem zukünftigen Preußen im Stande ist, auf dem Wege innerer Reform und einer friedlichen Entwicklung beharrlich vorwärts zu gehen, so wird das kräftige Leben dieses Staates auf die übrigen Landschaften der Halbinsel einen immer größern Einfluß ausüben; die übrigen Regierungen werden gezwungen sich diesem Einfluß unterwerfen oder ihm als Opfer fallen, und es mag Sardinien möglich sein, in solcher Zukunft den Kampf mit einem seiner großen Mitbewerber unter guten Aspecten zu wagen. Man glaubt in Sardinien, daß dieser Gegner Oestreich sein werde, und denkt diesen entscheidenden Kampf in einer Zeit, in welcher Frankreich keine aggressiven Tendenzen haben wird. Ob diese Rechnung, wie auch wir wünschen müssen, einen guten Abschluß finden werde, das hängt davon ab, ob das Haus Savoyen seiner Politik treu bleiben und ob es bis dahin eine Reihe von Männern finden wird, welche unter schwierigen Verhältnissen die Begeisterung und Kraft von Reformatoren haben. Denn darin liegt der größte Unterschied zwischen den italienischen und den deutschen Einheitsbestrebungen, daß in Italien die nächsten Fortschritte noch durch Einzelne geschehen müssen, welche das Volk zu ihren Ideen heraufheben, während in Deutschland nicht mehr die Regenten und nicht einzelne kluge Führer, sondern ein kräftig und consequent in dem gesetzlich gebahnten Wege ausgesprochener Wille des Volkes die Hauptsache thun muß.

Die Eroberungsgedanken Frankreichs haben keine Aussicht, sich durch Allianzen mit einer im Staatsleben anerkannten Macht zu realisiren. Unter den legalen Mächten Europas findet Frankreich keinen neuen Allirten; es bleibt ihm nur Eins, geheime oder offene Unterstüzung der italienischen Demagogie. Wer vor einem Jahre in kaiserlicher Luft von einem solchen Plane gemurmelt hätte, der würde durch die größte Verachtung gestraft worden sein; wer unmittelbar nach dem Attentat ihn empfohlen hätte, wäre sicher der neu organisirten Polizei verfallen, aber die Ansichten wechseln jetzt dort schnell. Noch steht die Möglichkeit eines solchen Ereignisses wie eine entfernte kleine Wolke kaum sichtbar an dem Himmel Frankreichs. Aber die isolirte Lage, in welche der Staat allmählig getrieben wird, und die Verminderung der Achtung, welche in Europa merkbar wird, seitdem das kaiserliche Heer zur Besetzung des eigenen

Landes nothwendig erscheint, machen die gewaltsamsten Entschlüsse nicht mehr unwahrscheinlich.

Die Aussichten, welche Oestreich in Italien hat, verlangen eine ausführlichere Besprechung, als hier gegeben werden kann. Die ungünstige Lage des Kaiserstaates ist, daß er nach allen Seiten hin Ansprüche erhebt. Die Herrschaft über Italien, die Herrschaft über Deutschland, die Herrschaft über die Donauländer! Das sind der Wünsche zu viele. Sie nehmen Oestreich die Möglichkeit, feste Allirte zu finden, und setzen diese Macht der Gefahr aus, nichts von allem zu erhalten.

Und deshalb sei zum Schluß wiederholt, daß wir die Vereinigung der italienischen Staaten zu einer Einheit lebhaft wünschen, — aber erst nachdem wir zu politischer Einheit gekommen sind. ♀

Johannes von Müller und seine Zeit.

5.

Wien, 1792—1803.

Nachdem Müller am 12. Febr. 1793 vom Kurfürsten seine Entlassung erhalten, wurde er als k. k. wirklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei vereidigt. „Ich bin mir bewusst, auch hierher ohne das mindeste Zuthun von meiner Seite unter den sonderbarsten Umständen gekommen zu sein, und noch ist nicht erschienen, was wir sein werden; ich erlaube mir aber auch nicht leicht einige Selbsteinwirkung in die Leitung meiner Schicksale.“ Das östreichische Volk schien ihm vortrefflich, der Hof von den besten Absichten erfüllt. Bei seiner guten Einnahme verschmerzte er leicht, daß ihn Tronchin, der damals starb, enterbte. Auf der Hofkanzlei, seinem täglichen Aufenthalt, hatte er wenig zu thun und stürzte sich sofort in seine historischen Arbeiten, mit einer Ausdauer, gegen die seine frühere Thätigkeit nur ein schwaches Vorspiel war. Wie er es schon mit den Schriftstellern des Alterthums gehalten, excerpirte er alle Thatsachen und Beobachtungen, die er in seinen Quellen vorfand, in 30 Folianten, welche die verschiedenen Register seiner allgemeinen Weltgeschichte vorstellten, so daß jede Thatsache sofort ihren richtigen Platz fand. Diesmal waren es namentlich die Byzantiner und die arabischen Schriftsteller, die er studirte, letztere mit Beihilfe des jungen Hammer, mit dem ihn bald eine zärtliche Freundschaft verband. Ursprünglich waren alle diese Excerpte bestimmt, in jene allgemeine Geschichte aufgenommen